

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 236 — Bydgoszcz / Bromberg, 14. Oktober — 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(8. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Jetzt kommt Tatjana an die Reihe.

Sie hat bereits gesehen, daß sie mehr bekommen soll als die andere. Weiterzählen, weiterzählen, immer weiter! Jetzt hört er auf —

Eine glatte Million Frank.

Sie zählt nach. Sie fühlt seinen lauernden Blick. Sie wird auf einmal ganz bleich. Das ist gut so. Denn nun ist das Blut zurückgedrängt, nur eine ganz kleine Willensanstrengung — so, jetzt ist es beinahe erstarrt. Jetzt nur einige Minuten Zeit — jetzt kann man ganz mechanisch handeln, jetzt hat man sich in der Gewalt, nein, irgend etwas hat einen in Gewalt. Die Bewegungen sind jetzt ruhig, gelassen, das Lächeln ist so locker, die Stimme so frei —

Das Lauern in seinem Blick zieht sich zurück. Es macht einer Besorgnis Platz.

„Trägst du wenigstens Medizin bei dir, Tatjana?"

„Ja, ich habe Karamellen." Sie hat tatsächlich noch einige in ihrer Tasche von denen, die sie in Belovstrov bekommen, verehrt bekommen hatte. Sie hatte während der ganzen Reise nicht ein einziges Mal mehr daran gedacht. Sie legt den bereits abgezählten Teil des Geldes auf die Seite und holt eine dieser Karamellen heraus.

„Die sind gut. Aber ich werde mir jetzt noch etwas anderes verschreiben lassen."

Sie zählt weiter.

Fräulein Gerda Krebsreiter geht.

Tatjana hört, wie sich die beiden für den Abend zusammenbestellen.

Er ist wirklich unermüdlich, das ist er. Er hat eine Arbeitskraft wie ein Pferd. Da kann er spät in der Nacht oder erst in der frühen Morgenstunde heimkommen, er läuft trotzdem am Vormittag wieder wie ein Wiesel herum, wenn man genau hinschaut.

„Du mußt mir eine Tasche geben."

Er holt aus einer Ecke ein Portefeuille hervor.

Tatjana steckt den größten Teil des Geldes hinein, einen kleineren in ihre Handtasche.

„Und nun?"

Sie setzt sich.

„Sehr viel, sehr viel. Du kannst dir ja vorstellen, daß ich dich nur wegen großer Sachen rufen lasse."

Er entwickelt ihr die Lage, die durch das Vordringen und das stete Wachsen der Feuerkreuzler und der anderen Ligen überhaupt von Tag zu Tag bedrohlicher würde.

Das kenne sie, darüber sei sie ganz genau im Bilde.

Gut. So nützlich die direkten Aktionen manchmal seien, so schädlich könnten sie in anderen Augenblicken sein. Es habe gar keinen Sinn, jetzt schon in gewissen europäischen Distrikten, selbst wenn sie reif seien, ernten zu wollen, es habe nur einen Sinn, den Boden überall gleichmäßig zu bestellen. Das sei die Hauptaufgabe. Dabei gelte es, den Boden stets in Bewegung zu halten, sozusagen immer wieder umzupflügen, und dazu dienten die indirekten Aktionen, vor allem — aber wie gesagt, das sei nur eine der vielen Methoden — die der Ablenkung.

So sei die Lage und so müsse die Taktik sein.

Ein Einzelgebiet in dem französischen Komplex stellten nun die Ligen dar. Es sei schwer, an sie heranzukommen, noch schwerer, in ihren Reihen selbst zu arbeiten. Sie werde den ehrenvollen Auftrag erhalten, in dieser Arbeit eingesetzt zu werden.

Die Schwierigkeit bestände vor allem darin, daß diese Ligen ein ganz anderes Menschenmaterial hätten, als es bisher in allen Zweigen des öffentlichen Lebens Frankreichs zur Verfügung gestanden habe. Sie könne ruhig heute abend schon nach Paris vorausfahren, er habe hier noch allerhand mit der Krebsreiter zu erledigen, sie müsse noch in eine neue Arbeit im hiesigen Abschnitt eingeführt werden, er komme in einigen Tagen nach.

Die Tatsachen seien folgende:

Tatjana werde in Paris einen bestimmten Salon besuchen, in dem neben anderen Künstlern auch eine ganz begabte, aber noch nicht recht anerkannte Dame ausgestellt habe. Tatjana werde Interesse besonders für ein Bild bekunden, die Besuche öfters wiederholen und das Bild schließlich kaufen. Sie werde mit der Künstlerin bekannt werden. Das sei sehr wichtig. Diese Künstlerin, sie stamme aus einer alten französischen Familie, habe einen Bruder. Auf den komme es nämlich an. Er sei früher französischer Offizier gewesen, spiele eine gewisse Rolle im Gesellschaftsleben und habe sich in der letzten Zeit einer Liga angeschlossen, für deren Zeitung er sehr oft wirklich interessante Artikel schreibe. Er kassiere sogar das Honorar, was der Zeitung nun weniger angenehm sei. Aber er sei meistens in Geldverlegenheit, habe oft kolossale Spielverluste, die bisher nur mühsam gerade im letzten Augenblick von seinen Verwandten noch gedeckt wurden. Wie lange das noch möglich sei, wisse man nicht. Er lasse nun einmal nicht von seiner Leidenschaft. Ein leichter Defekt sei insofern schon vorhanden, als er sich bereits des öfteren zum größten Schmerz seiner Verwandten mit einem jüdischen Wucherer eingelassen habe.

Das sei also die Lage. Die Absicht dagegen sei, ihm eine größere Summe Geld in die Hände zu spielen, die aber, halbwegs erkennbar für ihn, deutschen Ursprungs sein müsse. Eine Deutsche, die auf einen echten deutschen Paß reise, kein Flüchtling, die aber sehr romantisch eingestellt sei, und für alles Abenteuerliche, besonders aber für Pariser Gesellschaftsleben schwärme, stehe Tatjana für diesen Zweck zur Verfügung, wenn sie darauf angewiesen sein sollte. Das müsse sie sich noch überlegen. Sie dürfe bei der ganzen Angelegenheit nicht aus den Augen lassen, daß sie auch später in diesen Kreisen zu tun haben werde,

daß sie also jene Deutsche im richtigen Augenblick abschütteln müsse. Sie verstehe. Sie möge sich also die Sache sehr genau durch den Kopf gehen lassen. Das sei vorläufig ihre erste Aufgabe. Schwerere ständen im Herbst noch bevor, sie werde sich in der Zwischenzeit ausruhen und erholen können, denn nachher müsse sie viel auf Reisen sein. Sie möge auf das Geld achtgeben, es müsse einige Zeit reichen. Und nun auf Wiedersehen in Paris! Ach so — ob er ihr eine Taxe bestellen solle?

Nein sie laufe zu Fuß, sie kenne sich hier aus!

Und wie sie läuft! So schnell und so leicht ist Tatjana schon lange nicht mehr gegangen.

6.

Tatjana fühlt sich in Paris durchaus nicht wohl zumute.

Sie hat sich die Sache ganz anders vorgestellt.

Sie hatte gemeint, wenn sie Geld, genügend Geld, in den Händen hätte, dann werde alles gut sein.

Jetzt sieht sie, daß das gar nicht stimmt.

Genügend Geld ist das ja auch eigentlich gar nicht, was sie da in dieser Tasche hat — ja, sie liegt schön im Schrank.

Das sind drei- bis viertausend Frank Zinsen im Monat, das ist gerade nicht sehr viel. Spekulieren will sie nicht. Das ist zu aufregend. Und auf einmal wäre dann überhaupt nichts mehr da. Nein, darauf wird sie sich nicht einlassen.

Immerhin, man kann mit diesem Geld auskommen. Sie kann sogar das Kapital angreifen, wenn sie will. Wie lange wird sie noch leben. Fünf Jahre sicher, aber zehn Jahre? Nein, so lange nicht. Das weiß sie. Sie wird sich aber jetzt endlich untersuchen und es sich ganz genau sagen lassen. Wenigstens ungefähr. Dann sieht sie ja, wieviel sie zu verleben hat. Sie will nichts davon zurücklassen. Sie hat auch niemand, dem sie etwas vererben könnte.

Das sind Tatjanas Sorgen.

Das sind aber eigentlich ihre kleinsten Sorgen. Die größte Sorge ist die, daß sie sich seit dem Tage in Straßburg so müde fühlt, daß sie zu nichts eine richtige Lust hat. Noch nicht einmal zum Geldausgeben. Das ist ein bedenkliches Zeichen. Wenn Mirjam hier wäre, die könnte ihr hier ein bißchen helfen. Ein bißchen? Ach!

Tatjana denkt nach. Ob das nun mit ihrer Gesundheit zusammenhängt? Sie weiß ganz genau, warum sie den Besuch beim Arzt immer noch hinausschiebt. Von einem Tag zum andern. Sie weiß, warum.

Aber trotzdem. Das hat sie ja bereits in Moskau gewußt, wie es um sie steht. Es scheint doch keine einfache Erkältung zu sein. Gut. Sie wird sterben müssen. Die anderen Menschen müssen ja auch sterben. Sie muß das etwas früher machen. Gut. Aber sie will diese wenigen Jahre noch genießen. Deshalb hat sie ja „das“ vorgehabt.

Und hier liegt eben die Sorge — genießen?

Wie denn?

Was hat sie denn davon, wenn sie sich in irgend einen Kurort setzt, wenn sie schöne und elegante Gesellschaft um sich sieht, was hat sie davon?

Gewiß ist das schön, es ist angenehm, aber es hilft nicht beim Einschlafen. Da ist man doch wieder allein und hat kalt. Und findet keinen Schlaf. Und muß an alles mögliche denken.

Das ist also ihre Sorge: sie möchte warm haben und ruhig einschlafen können. Und das kann sie sich nicht kaufen.

An diese Sache hatte sie in Moskau gar nicht gedacht. Daran hat sie erst gedacht, als sie sich in Paris zum ersten Mal in dem schönen großen Zimmer in das breite Bett legte.

Daneben war ein schöner Baderaum — was wollte sie denn noch mehr? Hier kann man doch wohnen! Richtig wohnen. Wenn man will, kann man den ganzen Tag hier bleiben und es sich gemütlich machen.

Auf dem Diwan liegen sogar drei schöne Kissen, Tatjana kann Fußball spielen, wenn sie es will. Sie hat es auch schon versucht. Aber nicht aus Freude und Übermut, sondern weil ihr bereits am zweiten Tag alles so leid war.

Was gefiel ihr denn an diesem Zimmer nicht?

Es gefiel ihr nicht, daß sie so allein in diesem Zimmer war. Natürlich könnte sie Gesellschaft haben, ach, das weiß doch Tatjana selbst.

Aber Tatjana erhebt Ansprüche. Sie denkt noch gar nicht darüber nach, worauf sie diese Ansprüche gründet. Auf das Geld? Auf ihre Erscheinung? Nein, sie denkt noch gar nicht darüber nach.

Aber über etwas anderes denkt sie nach: daß sie diesen Anspruch überhaupt erhebt, ist ein Zeichen dafür, daß sie jetzt ein anderes Leben beginnen will. Vor allem möchte sie diesem Menschen, bei dem sie diesen Anspruch machen kann und machen wird, „ihr Herz ausschütten“. So nennt sie es selbst. Sie brennt geradezu darauf, dies endlich tun zu können. Denn wenn sie schon ihr Haar färben muß, wenn sie schon niemand mehr erkennen soll, dann aber soll wenigstens dieser eine ihr Herz kennen. Sie möchte, daß sie sich in einem Menschen so widerspiegeln kann, wie sie wirklich ist. Sie möchte einen lebenden Spiegel um sich haben.

Diesen Spiegel möchte sie sozusagen bei sich aufhängen. Denn das ginge natürlich nicht, daß dieser Spiegel sich gleich wieder auf die Wanderschaft begäbe und womöglich noch von ihrem Spiegelbilde erzählte. Nein, das kann sie sich nicht leisten.

Darum ist Tatjana also wählerisch. Denn es ist sehr leicht einzusehen, daß ein solcher Anspruch sehr schwer zu befriedigen ist.

Tatjana möchte heiraten.

Tatjana ist egoistisch. Das weiß sie. Und erst jetzt denkt sie daran, worauf sie ihren Anspruch eigentlich gründen kann. Sie macht sich da nichts vor. Sie weiß ganz genau, daß es schönere und reichere Frauen gibt, die noch nicht einmal einen Spiegel wollen, sondern sozusagen schon mit dem Rahmen zufrieden sind. Und da Tatjana aus reicher Erfahrung heraus von der Bequemlichkeit der Männer ein Liedchen zu singen weiß, sieht sie durchaus ein, daß ihr Anspruch etwas von Übertriebenheit an sich hat. Sie müßte also noch etwas Besonderes bieten können. Es fällt ihr aber nichts ein. Das ist das Traurige.

Sie würde versuchen, dem Mann das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Sie würde diesem Mann dienen, sie würde eben ganz für ihn dasein. Sie würde für ihn als Dank leben. So meint sie das. Als Dank.

Da hätte sie also doch etwas mehr zu bieten als jene anderen Frauen. Denn die denken natürlich nicht an Dank. Sie aber denkt daran. Ihr ganzes Leben lang würde sie daran denken.

Mit diesem Dank würde sie eigentlich zugleich verschiedenes gutmachen. Das ist ja nun eigentlich nicht nötig, denn es war Dienst und war Rennen um das eigene Leben. Aber vielleicht fassen es andere Menschen anders auf und dann kann sie immer darauf hinweisen: bitte, schaut mich einmal richtig an, betrachtet doch, was ich seitdem getan habe, habe ich durch meinen Dank an den einen nicht alles andere wieder gutgemacht? Da könnten sie mit langen Gesichtern wieder abziehen.

Das ist eine gute Idee. Da hat sie zwei Dinge auf einmal hübsch miteinander verflochten, ohne daß das eine zu sehr quält oder gar wehetut. Da hat sie ja dieses Hirngespinst, das sie in dem Café in Helsingfors gequält hatte, glänzend vertrieben. Sie wußte doch gleich, daß es da einen Ausweg geben müsse. Nun hat sie ihn ja.

Nun fehlt nur mehr der Mensch, der ihr Spiegel und dem sie Dank sein kann. Tatjana erhebt sich vom Diwan.

Es ist doch gut, wenn man sich nach dem Essen etwas hinlegt und alles ein bißchen überdenkt. Da kommt man auf ganz gute Gedanken. Da ordnet sich alles. Sie hat das von jeher gern gemacht. In den letzten Jahren kam sie allerdings selten dazu, sie würde das jetzt regelmäßig machen. Das ist gut für die Nerven. Und das ist auch gut gegen den Husten. Sie hat doch jetzt schon eine halbe Stunde nicht mehr gehustet? Tatsächlich! Es wird besser! Es ist schon besser! Was diese Luftveränderung doch gleich ausmacht. Wenn das anhält, kann sie ruhig längere Zeit in Paris bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Vater.

Von Helene Voigt-Diederichs.

Hanna Witt und Fritz Jeß waren sich gut, und da wurde nicht lange überlegt, ob die Seelen zueinander stimmten. Ein schlichtes ernstes Wort, und die Sache war abgemacht. Nach acht Jahren waren sie so weit, daß sie heiraten konnten. Als sie Hand in Hand aus der Kirche traten und der Maiensonnenschein durch das Lindenlaub auf die grünen Gräber fiel, meinten sie, nun würde die schönste Zeit ihres Lebens kommen.

Und in gewisser Weise kam sie auch. Die beiden hatten sich ja lieb, und wenn sie sich plagten und mühten, so taten sie's doch in der eignen Wirtschaft. Der harte Frondienst des Tages und der Nächte bleierner Schlaf ließen keine schlaff machende Sehnsucht nach einem anderen Leben wach werden.

Die kleine Bauernstelle warf so wenig ab, daß es kaum zum Sattwerden und Pachtzahlen reichte. Und wie oft kamen in den ersten Jahren dänische oder preußische oder österreichische Soldaten und nahmen den letzten Bissen mit!

Bei Brot und Kartoffeln wuchsen die Kinder auf — die Buben frisch und arbeitslustig, flink und anstellig die Mädchen. Alle mußten tüchtig mit heran. Bald brauchte Mutter nicht mehr am frühen Morgen zum Melken hinaus auf die Wiese. Junge bloße Füße, denen das taunasse Gras keinen Schaden tat, nahmen es ihr ab. Und die alten halbblinden Ackergäule bekamen einen Lenker, der in seiner Jugendfrische schlecht zu ihrer Gemächlichkeit paßte.

Berta, die älteste von den sieben Geschwistern, verließ die Schule, als der kleine Theodor vier Jahre alt und so auch schon aus dem Gröbsten heraus war. Da starben drei Buben und ein Mädchen an der bösen Halskrankheit, die fast in jedem Vorfrühling ins Dorf kam und ihre Opfer wollte.

Es gab viel Trauer und Weinen in der Sachsenburg, bis allmählich Zeit und neue Sorgen den Stachel stumpf machten. Und es hätte immerhin ja noch schlimmer sein, statt der vier hätten sieben kleine Gräber nötig sein können.

Mutter machte keinen Unterschied in ihrer Liebe zu den Geretteten. Aber Vater. Sein ganzes Herz hängte sich an Theodor. Nicht, weil er jetzt einziger Sohn war, wie Mutter der Nachbarin gegenüber entschuldigend meinte.

Aus jener Nacht stammte es, in der Vater drinnen am Krankenbettchen kniete und eine zuckende kleine Hand zwischen seinen Fingern hielt. Da wurde ein längst vergessener Gott hervorgesucht und geschrien und gefleht um das Leben des röchelnden Kindes. Vier kleine Leichen trug man aus dem Hause, aber der Bauer folgte keiner einzigen. Es war ihm, als dürfe er nicht weg, bis der Tod seine ausgestreckte Hand zurückgezogen.

Theodor und zwei Mädchen halten es durch, aber für Vater gab es von jetzt an eigentlich nur den Jungen. Berta und Dora blieben auch nicht lange mehr im Haus. Sie mußten sich früh in fremde Menschen schicken lernen. Das hielt nicht schwer. Arbeiten und gehorchen konnten sie und waren nicht daran gewöhnt, mit Handschuhen angefaßt zu werden.

Berta heiratete den Dorfschullehrer, einen Witwer mit vielen Kindern. Da ging Dora nach Hamburg und nahm dort einen Dienst an, bis nach ein paar Jahren ein schmucker Ewerführer sie zu seiner Frau machte. Nun wohnten sie in Blankenese im eigenen Häuschen. Mutter fuhr einmal hin und kam stolz und strahlend zurück. Sogar einen Balkon hatte Dora mit roten Sirupsblumen und dem freien Blick auf den breiten Fluß. Und siebenunddreißig Stufen mußte man am Abhang hinaufklettern, wenn man ins Haus wollte.

Theodor sollte nicht fort. Zeitlebens wollte Vater ihn bei sich behalten. Aber das paßte dem Jungen nicht. Er hatte das bewegliche Blut der Mutter und durchaus keine Lust, an der Scholle zu bleiben.

Er schlich sich oft von Arbeit und Spiel fort, hinaus auf die niedrigen Sanddünen, und sah den Schiffen nach, die weit draußen im Meere hinzogen. In Sturm und Wetter stand er da, oder wenn die Mittagsglut über Wasser und den wogenden Feldern schlief und die geköpften Pappelstümpfe so kurze, kolbenförmige Schatten auf das bleiche Binsengras warfen. Oder auch an Winterabenden, wenn der Mond in der Luft hin und auf die Eisgletscher am Strande grünsilberne Lichttropfen fielen.

Theodor bekam geradezu Heimweh nach der blauen, endlosen Meeresferne. Drei Monate nach seiner Einsegnung verschwand er und kam erst nach sechs oder sieben Jahren und offener, braunroter Brust zurück.

Mutters Haar war schwarz und glänzend geblieben und sie selber flink und gesprächig wie immer. Nur ihre Augen hatten kleine rote Adern bekommen und waren etwas tiefer in den Kopf gesunken.

Vater brachte das Saugfüllen zum Pferdemarkt in die Kreisstadt und konnte erst spät am Abend zurück sein.

„He is nuch fünsch up di, Thede, wil du em utneit büst. Ik häw jümmer seggt: Vadder, lat den Jung duch. Awers mit em wär ja rein nix uptostelln. Wenn du schrewn häst, hätt he din Breefen ni lesen wullt, und wenn de Lüd na di fragt häw, hätt he de Kupp schüddelt und sik umdreiht…"

Theodor ging den Weg entlang, den Vater kommen mußte. Am Kreuzweg sprang er auf ein bankartiges Gerüst und setzte sich zum Warten zwischen die blechernen Milchkannen, die der Wagen der Genossenschaftsmolkerei abholen sollte. Hinter ihm auf dem Knick wuchs Strauchwerk von blühenden Ebereschen. Die gelblichweißen Dolden berührten seine Schläfen.

Er saß lange. Und schließlich sah er einen weißhaarigen, gebeugten Mann kommen, der langsam die müde, traurige Stute am langen Zügelende nachzog.

„Vadder . . ."

Theodor sprang hinunter in den staubigen Weg, und der Alte hob die wimperlosen Lider. Zweifelnd sah er den jungen Matrosen an, der in der roten Abendglut vor ihm stand.

„Thete! . . ." Er ließ den Zügel fallen und hob die Hand. Aber plötzlich wurde sein aufleuchtender Blick streng und anklagend. „Wat willst du? . . ."

Theodor sah dem Alten nach, der starr und stumm weiterzog.

Nachher gingen Mutter und der Junge an den Strand. Vater saß mit seiner kalten Pfeife auf der Bank unter der blühenden Kastanie, sah den Schwalben zu, die unter dem vorspringenden Pappdach des Schuppens ihre Nester hatten, und dachte an jenen Morgen, an dem seine Frau gekommen war: „Thete is die ganze Nacht öwer ni in't Hus wesen…" Solcher Kummer und solche Enttäuschung bleiben haften.

Vater konnte in der Nacht nicht schlafen. Erst als er mit sich einig war, dem Sohne beim Gutenmorgensagen die Hand zu geben, fielen ihm die Augen zu.

Als er am Morgen den Knebel seiner stählernen Uhrkette durchs Westenknopfloch zog, kam Hanna herein.

„Thete is vumorgen in't Schummer all weller torüg gahn na sin Schipp. Wenn du duch nix vun em weten willst, hätt he keen Smak darup, hier in't Hus herüm to liggn . . ."

„Hätt he ni seggt, dat du mi gröten schullst?" fragte Fritz Jeß mit aufsteigender Angst.

„Ne, wo schull he dat? Du heft em jo ni mal Gudndag seggt . . ."

Von dieser Stunde an schien der Bauer fast vergessen zu haben, daß er einen Mund hatte. Nur der Knecht bekam die notwendigsten Anweisungen. Marie, Bertas Stieftochter, war schon einige Wochen im Hause, ohne ein Wort von dem Alten gehört zu haben.

Mutter gewöhnte sich daran, auf ihre Frage keine Antwort mehr zu bekommen. Sie tröstete sich mit ihrem Gemüsegarten.

Nach sieben Monaten legte der Postbote außer dem „Schleiboten" noch einen Brief draußen auf die Futterkiste. Er kam von Theodor aus Südamerika und war nach alter Weise an Mutter gerichtet. Aber diesmal wurde nicht wie früher Vaters Name darin genannt. Ein Bild lag dabei, das einen hellhaarigen Matrosen und ein schönes dunkles Mädchen vorstellte.

„Wenn du diesen Brief liest, ist sie schon meine Frau," schrieb Theodor. „Wir bleiben hier in Montevideo wohnen."

„O nee, su'n smuk Mäten", jauchzte die Alte mit ihrer hell-kreischenden Stimme und wollte ihrem Manne das Bild zeigen. Der lehnte mit dem Rücken an der warmen Ziegelsteinverkleidung des Ofens und schüttelte dumpf und mürrisch den Kopf. Dann ging er langsam hinaus, dem Knecht beim Häckselschneiden zu helfen. Aber vorher paßte er noch auf, wohin Hanna das Bild legte.

Abends in der Dämmerung ging Mutter fort. Sie hatte Vaters lange Stiefel an, denn der Schnee lag zu hohen Bänken zusammengeweht zwischen den Knicks, und durch mußte sie. Beim Schullehrer war vor ein paar Wochen ein Kleines angekommen, und immer noch lag Berta schwer krank.

Fritz Jeß zündete die schwitzende Petroleumlampe an, schob das blauweiße Wachstuch vom Tisch und holte das Bild aus dem Nähkasten. Ganz flüchtig nur glitt sein Blick über das Mädchen, aber er blieb wohl eine Viertelstunde an dem Matrosen hängen.

Der Alte stand auf, holte Papier und Tinte und wollte schreiben. Aber die ungeübten Gedanken und die ungeübten Finger gehorchten nicht mehr. So konnte nichts aus dem Brief werden. Das Bild kam wieder an seinen Platz zurück, doch erst in dem Augenblick, wo Mutter draußen auf der Tenne den geballten Schnee von den Füßen stieß.

Der Sommer kam. Man konnte aus dem Stubenfenster sehen, wie sich die zackigen Disteln allmählich über die spitzen Gerstenhalme hoben und wie der grüne Kranz des Schneeglöckchenbeetes von Tag zu Tag mehr zusammenschrumpfte.

Mutter ging manchmal zu einer Nachbarin, aber Vater verließ den Hof nicht. „He is en beten wunnerli“, sagten die Leute und hoben die Hand an die Stirn, wenn von ihm die Rede war.

Abend für Abend holte der Alte aus dem wohlverschlossenen Eichenspind ein Fernrohr, das er in jungen Jahren aus der Schlacht bei Idstedt heimgebracht. Damit kletterte er auf den sandigen Hügel und spähte auf das Meer hinaus.

. . . Und dann dachte er an Theodor und an die dumme Feder, die nicht über das Papier zu bringen war.

Fünf stille, einförmige Jahre. „Meine Theresa ist gestorben“, hieß es dann in einem Brief von drüben. Mutter weinte — so wie damals, als der alte Kaiser starb, den sie nie gesehen und doch geliebt hatte. Vater blieb ganz gleichgültig.

Nach einigen Monaten schrieb Theodor wieder.

„Ich will zurück nach Deutschland. Das Fieber sitzt auch in mir, und wenn sie mich hier in die Erde legen, wer kümmert sich dann um Juanito? Und nun quält es mich doch, daß du meinst, Vater würde es nicht mehr lange machen . . .“

„O, hier wüllt wi em wull torecht kriegn!“ kreischte Mutter und machte einen Freudensprung nach dem andern. Dann tauschte sie ihre Pantoffeln um, die immer zum Wärmen am Herde standen. Wenn nur die Füße warm waren, fühlte sie sich jung wie ein Mädchen von sechzehn Jahren. Mit dem Husten war's ja soviel besser geworden, seit sie das Katzenfell auf der Brust trug . . .

Absichtlich verzog Vater die Mundwinkel, wenn er seine Frau im Garten und Haus umherwirtschaften sah. „Du büst wull unklok, Olsche,“ — so viel hatte er seit Monaten nicht gesagt.

Mutter war ganz glücklich darüber. Sie weißte jetzt in der Dachkammer die Wände. Das heißt, eigentlich bekamen sie eine rechte Himmelsfarbe, denn vor lauter Hast und Aufregung war zuviel Blau in den Kalkeimer gekommen. Buntblumige, brettsteife Gardinen wurden vor das lukenartige Fenster gehängt.

Lieber Herrgott, was tut man nicht für einen Sohn, der nach Hause kommt!

Aber statt seiner kam nach einigen Wochen nur ein Brief, gerade als der Kastanienbaum vor der Haustür seine hellen Freudenlichter aufsteckte. Den Brief hatte Dora geschrieben.

„Seid man nicht traurig, liebe Eltern, Theodor ist auf der Reise totgeblieben. Er war schon all die letzte Zeit dicht vor, sagte der Mann, der uns das Kind gebracht hat. Fünf haben wir auch, aber einerlei, wir wollen ihn rechnen wie unser eigenes . . .“

Diesmal weinte Mutter den ganzen Tag, und als sie Vater den Brief vorlas, brach ihm das Mundstück seiner Pfeife zwischen den Zähnen durch.

„Nu liggt he deep int Water,“ sagte er nachher zu der schwarzgelben Katze, die in der Traueresche saß und auf Sperlinge lauerte.

Ende Juli, eben vor der Roggenernte, wollte Dora kommen. Der Knecht mußte sie im einspännigen Stuhlwagen von der Bahn holen.

Mutter nahm sich zusammen. Man sitzt doch nicht und flennt, wenn man auf Besuch wartet. Als sie in den Garten ging, ein paar rote Nelken für die henkellose Tasse zu holen, humpelte Vater mit dem Fernrohr in der Hand dem Strande zu. Langsam kam er zurück, nachdem er den Wagen schon eine gute Weile hatte rollen hören.

Auf der Schwelle kam ihm Dora entgegen. „Kiek, Vadder, dat's Thete sin!“ sagte sie und zeigte auf den kleinen schwarzhaarigen Buben, den sie an der Hand führte.

„Thete sin?“ Der Alte starrte einen Augenblick verständnislos in die nachtdunklen Kinderaugen. Dann dämmerte es ihm — ach ja, ein Kind war dagewesen. Aber wie fremd und scheu es aussah.

Mutter mußte nach dem Kaffee sehen, der in der Küche auf dem Dreifuß stand. Dora ging mit. Das Kind wollte lieber im Zimmer bleiben und mit der Katze spielen.

„Wat is Vadder olt wordn!“ meinte Dora draußen in der Küche.

„Jo, he is rein so kümmerli — dat mit Thete hätt em of 'n bösen Stot geben. Und en beten plegen lött he sick ja avslut ni . . .“

Matt und hinfällig saß Vater im Lehnstuhl und beobachtete den Jungen. „Johann“ hatte Dora zu ihm gesagt. Damals im Brief hatte doch etwas anderes gestanden.

Nein, kein Zug von Theo or. Allein schon das schwarze Haar! Das Sonnenlicht fiel darauf und machte es fast noch dunkler. Leise sprach das Kind mit der Katze. Die Töne kamen so tief aus der Kehle, und nur ganz selten war ein richtiges plattdeutsches Wort herauszuhören.

Vater lehnte sich zurück und versuchte, sich seinen Theodor im gleichen Alter vorzustellen. Dann kam es: Damals als er nach der Halskrankheit zum erstenmal aufstehen und in die Stube kommen durfte. Matt und unsicher trippelte er umher. Sein Gesicht war mager und so weiß wie die aufrechtstehenden Halstuchzipfel. Neugierig sah er von Stuhl zu Stuhl rieb mit den Fingern an der Kalkwand und malte dann damit auf seinen dunklen Höschen. Nun stand er da ja wieder vor den Laubfröschen im grünen Glashafen und hob den großen Apfel ab, der darauf lag . . . ob er die schwarzen Haare und das viele Heimweh in den Augen denn in der Krankheit bekommen hatte?

Nein, vielleicht weil er so lange weggewesen war. Die Sonne hatte es wohl getan, und die Sehnsucht. O, Gottlob — da stand er ja wieder als kleines Kind und konnte von vorn anfangen und werden, was er werden wollte . . . und Vater konnte den müden Kopf hinlegen und frei und leicht sterben.

„Thete . . .“

Der Alte streckte die kraftlosen Hände nach dem Kinde aus. Das sah verwundert auf, näherte sich um zwei Schritt und trat dann wieder einen zurück, bis er weiter vorkam und zuletzt zaghaft auf die Knie des alten Mannes kletterte.

Schüchtern fingen weiche, kleine Hände an, die welken Wangen zu streicheln und die erste von tausend ungeweinten Tränen hervorzulocken.

Mutter und Dora waren ganz verblüfft, als sie mit Kaffee und Kuchen hereinkamen und Vater ihnen warnend und beschwichtigend die Hand entgegenhob. Sein Gesicht hatte einen freien, heiteren Schimmer, wie er so dasaß und auf das schlafende Kind niedersah.

„Mudder, Thete is wedderkamen. Ik häw dat ja wüßt un jede Dag na em utkiekt. Und da käm en und säh, he wär dot . . .“

Den ganzen Abend blieb es sitzen, bis Dora kam und das Kind ins Bett brachte. Da beugte er sich ein wenig vor und sah still und glücklich den Weg entlang, der durch das hohe Roggenfeld dem Strande zuführte. Matt und schläfrig spielte die Luft mit den reifen Ähren. Zuweilen ließen sie ein wenig Meeresblau durchschimmern oder ein paar rotüberglühte Schiffssegel. Und Thete sollte nie mehr heimlich da hinunter müsse . . .

Die Frauen saßen im Garten und sprachen davon, daß Vater doch schon wirklich ein bißchen schwach im Kopfe wurde. Dann gingen sie ins Zimmer zurück, und Dora legte eine Handvoll gelber Stachelbeeren vor den Träumenden auf das Fenstersims.

„Magst ni eien, Vadder?“

Nein, er mochte nicht. Er war da, wo man nicht mehr zu essen braucht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.